

Das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft in ausgewählten Werken Natsume Sôsekis und Mori Ôgais zu Beginn des 20. Jahrhunderts

von Heike Schöche

Die japanische Literatur zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird wesentlich mitbestimmt durch die Entstehung und Entfaltung des japanischen Naturalismus und der damit einhergehenden Herausbildung des *bundan*, der literarischen Welt. Auch wenn deren Leserkreis, der anfangs nur sehr klein ist, allmählich zunimmt, bevorzugt der japanische Leser jener Zeit doch, wie Irmela Hijiya-Kirschner festhält, „die ‚fiktionale‘, stilistisch elaborierte Literatur der auch gesellschaftlich geachteten Autoren wie Natsume Sôseki und Mori Ôgai“.¹ Diese feierten damals „außerhalb der *bundan* größte Erfolge“.²

Der vorliegende Beitrag soll sich nun insbesondere diesen beiden großen Autoren der Meiji-Zeit widmen, insbesondere der Fragestellung, wie in ihren Romanen in der Zeit zu Beginn dieses Jahrhunderts das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft dargestellt wird. Für die Analyse wurden jeweils drei Werke der Autoren ausgewählt, von Natsume Sôseki dessen Romantrilogie *Sanshirô* (1908, „Sanshirô“), *Sorekara* (1909, „Und danach“) und *Mon* (1910, „Das Tor“), und von Mori Ôgai *Seinen* (1910, „Jugend“), *Gan* (1911, dt. *Die Wildgans*, 1962) und *Kaijin* (1911, „Asche“).

Zunächst sollen anhand jedes einzelnen Romans die Entwicklung der Protagonisten unter dem Gesichtspunkt ihrer Stellung innerhalb der Gesellschaft, ihrer vorhandenen oder nicht vorhandenen Bindungen zu dieser sowie auch die Hintergründe hierfür dargestellt werden.

1. *Sanshirô*

Den Inhalt dieses Romans bilden die Erlebnisse und Erfahrungen Sanshirôs, eines jungen Mannes aus Kumamoto (Kyûshû), während der ersten Monate seines Studiums in der modernen Großstadt Tôkyô.

Bereits auf dem Weg nach Tôkyô erfährt der junge Protagonist, der im traditionellen Muster, d. h. im Sinne neokonfuzianischer Moralnormen erzogen wor-

1 Irmela HIJIYA-KIRSCHNEREIT: *Selbstentblößungsrituale*, Wiesbaden 1981, S. 129f.

2 Ebenda, S. 26.

den ist, den Gegensatz zwischen Tôkyô und seiner Heimatstadt Kumamoto. Ein tôkyôter Professor erklärt ihm im Zug:

Mit unseren erbärmlichen Gesichtern und unserer schwachen Konstitution können wir Japaner noch so sehr im Japanisch-Russischen Krieg gewinnen und zu einer Großmacht werden, es würde sich doch nichts ändern [...]. Sie fahren zum ersten Mal nach Tôkyô? Dann haben sie sicher den Fuji noch nie gesehen. Wir werden bald daran vorbeikommen. Schauen sie ihn sich gut an! Er ist die größte Sehenswürdigkeit, die Japan zu bieten hat, und die einzige, deren sich Japan rühmen kann. Aber es gibt ihn schon seit ewigen Zeiten. Er ist Natur und nicht von uns geschaffen. Da kann man nichts machen.³ (S. 19)

Wie fremd Sanshirô die Ansicht dieses Mannes ist, äußert sich darin, daß ihm der Gedanke kommt, der Mann könne gar kein Japaner sein (S. 19). Sanshirô versucht, sein Heimatland zu verteidigen:

„Aber Japan wird doch gerade jetzt in seiner Entwicklung immer weiter vorankommen.“ (S. 19), worauf jener Mann erwidert: „Japan wird zugrunde gehen.“ (S. 19)

Jemand, der in Kumamoto gewagt hätte, so etwas zu sagen, wäre verprügelt und möglicherweise wie ein Landesverräter behandelt worden. Sanshirô war in einer Umwelt aufgewachsen, die keinen Freiraum ließ für Gedanken solcher Art. (S. 19)

Die Begegnung mit der modernen Großstadt Tôkyô, in der die Entwicklung schneller voran geht als in den stillen Provinzen, nicht zuletzt auch auf Grund des direkten Einflusses des Westens, führt dazu, daß Sanshirô sich wie verloren, gelähmt und machtlos fühlt.

Wenn all diese ungestüme Geschäftigkeit die reale Welt bedeutet, dann war er in seinem bisherigen Leben damit nicht ein einziges Mal in Berührung gekommen. Es war, als hätte er geschlafen und dem wahren Leben nur träge zugeschaut. Doch wenn er nun meinte, mit dem heutigen Tag seinen Schlaf zu beenden und seinen Beitrag zu den Bewegungen in dieser Welt zu leisten, so war das höchst kompliziert. Er stand zwar jetzt mitten im Zentrum aller Aktivitäten, aber sein Leben als Student hatte sich gerade insoweit geändert, daß er jetzt behaupten konnte, einen Standort eingenommen zu haben, von welchem aus er all die Bewegung um ihn herum sehen konnte. Die Welt befand sich in Aufruhr. Er sah dies, konnte aber nichts dazu tun. Auch wenn seine eigene Welt und die reale Welt auf einer Ebene lagen, gab es doch keinerlei Berührungspunkte. Die reale Welt bewegte sich vorwärts und ließ ihn hinter sich zurück. Ihm blieben Angst und Unsicherheit. (S. 20)

Mit der Zeit gewinnt er Freunde, die ihm helfen, sich zunächst einmal zurechtzufinden. Doch jeder hat seine eigene Art, in der realen Welt zu leben, so

3 Dieses und alle folgenden Zitate aus den Romanen stammen aus folgenden Ausgaben: *Sanshirô*: *Sanshirô*, Shinchôbunko Tôkyô 1985. *Sorekara*: *Za Sôseki*, Daisanshokan Tôkyô 1985. *Mon*: Ebenda. *Seinen*: *Mori-Ôgai-Zenshû*, Chikumashobô Tôkyô 1983, Bd. 2. *Gan*: *Die Wildgans*, üb. v. Fritz Vogelsang, Frankfurt am Main 1984. *Kaijin*: *Mori-Ôgai-Zenshû*, Chikumashobô Tôkyô 1983, Bd. 2. Mit Ausnahme von *Gan* wurden alle Übersetzungen von der Autorin dieses Beitrags selbst vorgenommen.

daß es Sanshirô, der an vorgegebene Muster, die für alle gelten, gewohnt ist, außerordentlich schwer fällt, alle gleichermaßen anzuerkennen und seinen eigenen Weg zu finden.

So lernt er z. B. an der Universität den Wissenschaftler Nonomiya kennen, der „über ein halbes Jahr unter der Erde damit zubrachte, Experimente zum Druck des Lichtes durchzuführen.“ (S. 25) Sanshirô überlegte, „ob nicht auch er solch ein Leben führen sollte, fernab von der lebendigen Welt, ohne sich von irgend etwas ablenken zu lassen.“ (S. 25)

Pflichtbewußt besucht Sanshirô zahlreiche Vorlesungen, von denen er sich jedoch ständig unter Druck gesetzt fühlt und die ihn auch gar nicht befriedigen. Sein Studienfreund Yojirô gibt ihm den Rat:

Wenn du deinen lebendigen Kopf in tote Vorlesungen steckst, kann dir nicht mehr geholfen werden. Du mußt raus an die frische Luft und dir den Wind um die Nase wehen lassen. Es gibt noch viele Wege, Erfüllung zu finden. (S. 38)

In seiner Phantasie errichtet Sanshirô drei verschiedene Welten: die Welt der Vergangenheit, zu der auch sein Heimatort und die dort lebenden Menschen zählen, die Welt der Wissenschaftler, die fernab jeglicher Realität leben, und eine dritte Welt, die Sanshirô beschreibt als eine Welt „voller Licht und Bewegung, gleichsam wie der Frühling. Es gab elektrisches Licht, silberne Löffel, Jubelrufe, Lachen und Gläser voll schäumenden Champagners. Und über allem thronten wunderschöne Frauen.“ (S. 75) Zu dieser Welt fühlt Sanshirô sich besonders hingezogen, doch es gelingt ihm nicht, in diese einzuziehen. Er begreift nicht, daß es nicht die reale Welt ist, sondern nur ein Phantasiebild, das er sich in seiner jugendlichen Naivität ausmalt. Trotz allem ist er nicht so naiv, die drei Welten vollkommen voneinander zu trennen. (S. 75)

Yojirô und seine Freunde sehen in der westlichen Kultur eine Gefahr für sich selbst und ihre eigene Identität. Auf einer Studentenversammlung erklärt ein Student:

Wir sind junge Leute, die den Druck des alten Japan nicht länger ertragen können. Gleichzeitig leben wir unter Umständen, die uns zwingen, der Welt öffentlich zu erklären, daß wir auch den neuen Druck aus dem Westen nicht länger ertragen können. Für uns, die jungen Männer der neuen Zeit, ist dieser Druck aus dem Westen sowohl in der Gesellschaft als auch in Literatur und Kunst genauso schmerzhaft wie der Druck des alten Japan. Wir erforschen die Kunst und die Literatur des Westens. Aber Forschung bleibt immer Forschung. Das ist etwas völlig anderes als sich dieser Kunst und Literatur zu unterwerfen. Wir erforschen nicht die westliche Kunst und Literatur, damit sie uns fesseln kann, sondern um unsere gefesselte Seele zu befreien. (S. 132)

Sanshirô, selbst ein Literaturstudent, schließt sich diesen Studenten zwar an, aber doch mehr aus freundschaftlichen Gefühlen heraus. Er selbst hat zu diesem Zeitpunkt noch keine klaren Vorstellungen, wie sein Leben aussehen soll, irrt noch umher, von seinen Phantasien begleitet.

Der junge Protagonist begegnet in Tôkyô auch seiner ersten Liebe in Gestalt von Satomi Mineko, einer selbständigen jungen Frau, die ohne Eltern, nur mit

ihrem ebenfalls noch jungen Bruder aufgewachsen ist und die daher die neue Zeit geradezu personifiziert, hat sie doch nicht die Last des Erbguts der traditionellen Moralvorstellungen zu tragen, die Eltern ihren Kindern in der Erziehung mitgeben. Sanshirô indes ist dieser selbstbewußten Frau einfach nicht gewachsen. So bleibt es denn bei einer fast romantisch zu nennenden Schwärmerie, die der junge Mann aber tief in seinem Innersten verbirgt. Mineko entscheidet sich für einen anderen Mann. Sie ist es auch, die den Begriff *stray sheep* („verirrtes Schaf“) prägt, der Sanshirôs Zustand sehr gut charakterisiert, aber auch den ihren, wenngleich auf eine ganz andere Weise.

Der Zeitraum, der in diesem Roman beschrieben wird, ist nur kurz. So ist es kaum möglich, daß Sanshirô eine nach außen hin deutlich sichtbare Entwicklung nimmt. Und doch, er, der kurz nach seiner Ankunft in Tôkyô völlig unsicher und verängstigt innerhalb der Gesellschaft umherwandelte und keinerlei Halt zu finden schien, hat in der kurzen Zeit Freunde gewonnen und viele neue Ansichten und Lebensweisen kennengelernt. Wie er sie verarbeiten wird, welchen Weg er gehen wird, für was für eine Lebensweise innerhalb oder auch außerhalb der Gesellschaft er sich entscheiden wird, wobei Letzteres wenig wahrscheinlich ist, das läßt der Roman offen.

2. *Sorekara*

Der Protagonist Daisuke ist ein junger Mann, der nur nach seinen eigenen Wünschen und Vorstellungen lebt. Da er monatlich von seinem Vater eine finanzielle Unterstützung erhält, kann er es sich leisten, nicht arbeiten zu gehen. Denn er lehnt es ab, für eine Gesellschaft zu arbeiten, die er verachtet und mit der er sich nicht identifizieren kann. Japan, das sich nach dem Sieg in zwei Kriegen „anschickt, sich in die Großmächte dieser Welt einzureihen“, obwohl es „wie kein anderes Land von Schulden und Armut geplagt ist“ (S.222), spart aus seiner Sicht alle Anstrengung und Mühe, das Leben der Menschen lebenswerter zu gestalten. Weiter argumentiert Daisuke:

Und die Auswirkungen kann man bei uns Individuen sehen. Schau nur hin! Ein Volk, das dem Druck des Westens ausgesetzt ist, hat keinerlei Freiräume für das eigene Denken mehr. Daher kann es auch keine ordentliche Arbeit mehr leisten. Mit ihrer eingeschränkten Bildung müssen die Menschen sich abrackern und enden alle samt und sonders mit Nervenzusammenbruch. Versuch doch einmal, dich mit ihnen zu unterhalten! Die meisten von ihnen sind Dummköpfe. Sie denken an nichts anderes als an sich selbst, an diesen Tag, ja nur an diesen Moment. Sie sind zu erschöpft, um über etwas anderes nachzudenken. Da ist ihnen nicht zu helfen. Die Schwächung des Geistes und die Erschöpfung des Körpers gehen unglückseligerweise miteinander Hand in Hand. Und nicht nur das, auch der Untergang der Moral kommt hinzu. Wo auch immer man hinschaut in Japan, man wird keinen einzigen hellen, strahlenden Fleck finden. Es ist stockfinster. Was kann da so ein einzelner Mensch, der da mittendrin steht wie ich, schon machen? Nichts. (S.222)

So kritisiert Daisuke die Gesellschaft. Resigniert akzeptiert er sie, so wie sie ist, sieht sich selbst aber außerhalb dieser (S.212) und lebt nur seinen eigenen Vorstellungen und Neigungen nachgehend, indem er Bücher liest, ins Theater geht oder andere Dinge tut, von denen er meint, daß sie seinem Leben einen Sinn geben. In Wirklichkeit jedoch ist er einsam, und das quält ihn sehr, auch wenn er es nicht versteht oder verstehen will.

Dabei begeht er den Fehler, geistige Sinnerfüllung überzubewerten, ja nur ihr allein eine Daseinsberechtigung zuzubilligen. Arbeit stellt für ihn etwas Niederes dar. Natürlich kann er nur so denken, weil die materielle Grundlage seines Lebens gesichert ist und er sich um sein täglich Brot nicht sorgen muß. Seine Kritik gilt insbesondere den Arbeitsbedingungen, mit denen er auch seine eigene Handlungsweise zu rechtfertigen sucht. Da die Arbeitsbedingungen z.B. seines Studienfreundes Hiraoka weder eine sinnerfüllte Arbeit ermöglichen noch den arbeitenden Menschen Freiräume geben, anderen sinnerfüllten Beschäftigungen nachzugehen, entwürdigen sie die Menschen nach Daisukes Meinung zu Arbeitstieren. In diesem Sinne wirkt sein Verhalten verständlich, auch wenn eine Überreaktion in die andere Richtung, d.h. nun das sinnerfüllte Leben nur außerhalb der Arbeit zu suchen, auch keine Lösung darstellt, zumindest keine gesamtgesellschaftliche.

Auch von der Lebensweise seines Vaters und seines Bruders, die in seinen Augen stellvertretend für die Gesellschaft stehen, distanziert er sich, obwohl er zugleich finanziell von ihnen abhängig ist, was ihn zuweilen in innere Konflikte stürzt.

Eines Tages stellt er fest, daß er die junge Frau seines Studienfreundes Hiraoka liebt, die unter traurigen und ärmlichen Lebensumständen aus seiner Sicht kein menschenwürdiges Leben führt. Er möchte mit ihr leben und ihr zugleich die Möglichkeit geben, ein sinnerfüllteres Leben zu führen. Doch die Moralnormen der Gesellschaft, in der er lebt, lassen dies nicht zu. Von dem Moment an, da er seine Wünsche vor anderen ausspricht, nimmt sein Leben einen neuen Verlauf. Da sein Vater als Mitglied der Gesellschaft Daisukes Verhalten einfach nicht akzeptieren kann, sagt er sich von ihm los. Dieser sieht sich auf einmal auch mit der Notwendigkeit konfrontiert, nun selbst arbeiten zu müssen. Doch dann könnte er seiner Meinung nach auch kein sinnerfülltes Leben mehr führen. Auf einmal erkennt er, daß die Gesellschaft, in der er lebt, gar nicht die Bedingungen bietet, ein solch utopisches Leben zu führen, und daß diese Gesellschaft

wie eine Maschine keinerlei Rücksicht auf die Freiheit und die persönlichen Umstände des Individuums nahm. Diese Gesellschaft erschien Daisuke jetzt wie die totale Finsternis. Er war entschlossen, den Kampf gegen alle und alles aufzunehmen. (S.246)

So wie der Vater sagt sich auch sein Bruder von ihm los. Daisukes Geliebte, die seine Liebe erwidert, erkrankt unter der hohen nervlichen Belastung, und ihr Mann, Daisukes Studienfreund Hiraoka, besteht, nachdem er alles erfahren hat, darauf, seine Frau zumindest allein gesund zu pflegen. Doch ob sie jemals

genesen wird, ist unsicher. Daisuke, so von jedermann verlassen, von der Gesellschaft ausgestoßen, ohne eine Möglichkeit, zu seiner Geliebten zu gelangen, weiß keinen Ausweg. Der Roman endet mit dem Satz:

Daisuke beschloß, so lange mit der Bahn irgendwohin zu fahren, bis sein Kopf völlig verbrannt war. (S.254)

Dieser Satz läßt vermuten, daß Daisuke wahnsinnig wird. Er ist gescheitert. Jetzt ist er nicht mehr nur ein Außenstehender der Gesellschaft, der überheblich auf die anderen herabblickt, sondern auch ein Ausgestoßener, ein Geächteter.

3. *Mon*

In diesem Roman wird das Leben eines jungen Ehepaars dargestellt, das bereits zu Beginn seines gemeinsamen Weges von der Gesellschaft fast völlig abgeschnitten wird. Die jungen Leute fanden zueinander, als ihre Gefühle sie übermannten. Was sie taten, konnte ihre Umwelt nicht anerkennen und akzeptieren, da dies die bestehenden Moralnormen nicht erlaubten.

Als alles ans Licht kam und sie gnadenlos an den Pranger gestellt wurden, da hatten sie ihre moralischen Zweifel bereits überwunden. Sie boten ihre blasse Stirn offen dar, um das flammende Brandmal zu empfangen. So waren sie denn wie mit einer unsichtbaren Kette aneinander gefesselt. Sie nahmen sich bei der Hand und erkannten, daß sie fortan ihren Weg gemeinsam gehen mußten. Sie trennten sich von ihren Eltern, ihren Verwandten und Freunden. Ja, sie trennten sich von der ganzen Gesellschaft. Oder anders gesagt, sie wurden von diesen allen verstoßen. Sôsuke mußte die Universität verlassen. (S.279)

Für die beiden beginnt ein Leben, in dem sie nur auf sich selbst gestellt sind und keine Unterstützung von der Gesellschaft erwarten können. Hinzu kommt, daß sie durch unglückliche Umstände über keinerlei Vermögen verfügen. Mit abgebrochener Ausbildung kann Sôsuke, der junge Mann, auch keine gute Arbeit finden. Die Arbeit, das einzige, was ihn ständig mit der Gesellschaft verbindet, bietet ihm keinerlei Erfüllung, im Gegenteil, sie laugt ihn aus. Die „hektische Aktivität“, das „riesige Büro mit den wenigen Fenstern, durch die kaum ein Sonnenstrahl hereindringen kann“ (S.256), „sechs finstere Tage anstrengender geistiger Tätigkeit“, all dies läßt ihm „keinerlei Freiraum, weder zur Wiederherstellung der verbrauchten Energie noch zum Nachgehen irgendwelcher Vergnügungen“ (S.257).

So leben die beiden, da weder finanzielle noch zeitliche Freiräume ihnen die Möglichkeit zu einem sinnerfüllen Leben außerhalb ihrer vier Wände geben, völlig abgeschieden und auf sich gestellt. Sie beginnen, ihren Lebensinhalt in sich selbst und ineinander zu suchen und zu finden.

Mann und Frau setzten sich wie jeden Tag unter die Lampe. Es schien ihnen, als ob auf der ganzen weiten Welt allein dieser Ort hier, wo sie beide saßen, hell sei. Und im Lichtschein der Lampe nahm Sôsuke nur Oyone wahr, und Oyone nur Sôsuke. Sie vergaßen die ganze dunkle Welt, die außerhalb des Lichtes ihrer Lampe lag. Und wie sie so jeden Abend auf die-

se Weise verbrachten, entdeckten sie allmählich ihr eigenes Leben.
(S.264)

Auch mit den wenigen Verwandten, ja selbst mit Sôsukes Bruder Koroku verbindet sie keine engere Beziehung. Für Koroku tun sie nur das, was ihre Pflicht ist, auch wenn es ihnen schwer fällt. Fast völlig abgeschnitten von der sie umgebenden Welt können die beiden jungen Eheleute jedoch nicht leben. Hin und wieder bietet sich eine zufällige freundliche Zuwendung, wie, als ihnen ein Klassenkamerad Sôsukes Arbeit in Tôkyô verschafft, oder, als der Hausbesitzer Sakai sie hin und wieder einlädt.

Ständig aber verfolgt sie ihr jugendlicher Verstoß gegen die Moralnormen der Gesellschaft in Gestalt Yasuis, des ehemaligen Freundes von Sôsuke und Oyone, der früher mit Oyone zusammenlebte und der, von Unruhe erfaßt, seit Jahren quer durch Asien reist. Er ist ihr wandelndes schlechtes Gewissen, und eine drohende Begegnung mit ihm löst Unruhestürme in Sôsuke aus.

Er lief durch die schwarze Nacht und wünschte sich sehnlichst, diesem Gemütszustand zu entfliehen. Er fühlte sich ausgesprochen schwach. Er war voller Unruhe, Ungewißheit und Unsicherheit, verzagt und unglücklich. Unter dem schweren Druck, der ihm die Brust abzudrücken schien, dachte er einzig und allein darüber nach, was er tatsächlich tun könnte, um sich selbst aus diesem Zustand zu befreien. [...] Bisher hatte er alles, was ihm in seinem Leben widerfuhr, geduldig ertragen. Doch jetzt mußte er etwas unternehmen, sich seine eigene Lebensphilosophie schaffen. Und diese durfte nicht nur auf Lippenbekenntnissen beruhen, sondern sie mußte sein wahres inneres Wesen stärken. (S.283)

Sôsuke versucht nun, in einem Kloster zu Seelenfrieden zu gelangen, doch es mißlingt ihm. Er begreift, daß er nie seine Ruhe finden wird. Aber er hat Glück. Yasui ist wieder abgereist, ohne ihnen begegnet zu sein. So geht der Sturm an ihnen vorüber. Aber Sôsuke ahnt, „daß noch viele solcher Situationen vor ihnen lagen, in denen ihn wieder Angst und Unsicherheit befallen würden.“ (S.289)

Es ist seines und Oyones Schicksal, daß die Welt sie verstoßen hat. Und sie nehmen dieses Schicksal an und lehnen sich nicht auf, weil ihnen die Kraft dazu fehlt, die ihnen wiederum durch ihre Lebensumstände geraubt wird. Es ist ein Teufelskreis, dem sie nicht entfliehen können. So kann Sôsuke gar nicht anders als zu ersten Anzeichen des Frühlingserwachens zu sagen: „Aber es wird bald wieder Winter.“ (S.289) Damit endet der Roman.

4. *Seinen*

Bei Mori Ôgais *Seinen* handelt es sich um einen Roman über einen jungen Intellektuellen aus wohlhabendem Elternhaus, der Schriftsteller werden möchte und aus diesem Grund nach Tôkyô kommt.

Schon in seinem Heimatort auf Kyûshû hatte er sich Gedanken über sich und sein Verhältnis zur Gesellschaft gemacht. Die zwischenmenschlichen Beziehungsgefüge, die bestimmt waren von neokonfuzianischen Moralnormen, die die Individuen in ihrer freien Entwicklung hinderten, ihnen Fesseln anlegten,

entsprachen nicht seinen Vorstellungen. In einem Gespräch mit seinem Freund Ômura in Tôkyô erzählt er diesem:

Immer wieder habe ich seit der Zeit, als ich noch in meinem Heimatort lebte, gedacht, wie dumm es doch ist, Gefangener der Konventionen zu sein. Im Grunde meines Herzens ging ich dazu über, alles, was mich umgab, abzulehnen. (S.47)

Er hat zwar noch keine Alternative, ist aber entschlossen, sie zu suchen, und zwar im Leben in Tôkyô. Und um nicht gleich wieder von vornherein in ein bestimmtes Beziehungsgefüge hineinzugeraten, verzichtet er auf sämtliche angebotenen Empfehlungen an kaiserliche Beamte oder Minister. Er will seine Wege allein und unabhängig von anderen gehen. Doch, angekommen in Tôkyô, stellt er fest, daß er gar nicht weiß, was das eigentlich heißt: in dieser Großstadt zu leben.

Die Strudel der Großstadt, die er, noch in seinem Heimatort, in seinen Träumen gesehen hatte, trieben ihn jetzt umher. Doch nein! Wenn sie dies tatsächlich täten, wäre es ja noch gut. Aber hatte er sich nicht statt dessen in den Schlingpflanzen am Ufer verfangen? War es nicht so, daß er eigentlich gar nicht lebte? (S. 16)

Trotz allem verliert Jun'ichi nicht sein Ziel aus den Augen, den Sinn des Lebens zu ergründen. Er sieht diesen in der Befreiung des Individuums von den Konventionen. Doch was soll an deren Stelle treten? Und wie soll sein Leben aussehen?

Wie sollte ich mich nur verhalten? Leben. Ja, leben. Die Antwort war einfach. Aber ihr Inhalt war es ganz und gar nicht. Ob die Japaner überhaupt wissen, was das ist: leben? Von ihrem ersten Schultag an durcheilen sie mit ganzem Einsatz und all ihrer Kraft ihre Schulzeit. Sie denken, danach komme das Leben. Wenn sie aber dann die Schule verlassen und zu arbeiten beginnen, setzen sie alle Anstrengungen daran, es darin zur Meisterschaft zu bringen. Denn sie denken, dann komme das Leben. Aber es kommt nicht. Die Gegenwart ist das Bindeglied zwischen Vergangenheit und Zukunft. Und wenn es in der Gegenwart kein Leben gibt, dann findet man es nirgendwo. Und was tue ich? (S.35)

In seiner Gier nach Leben, was immer das auch sein mag, läßt er sich schließlich von seinen Gefühlen in ein erotisches Abenteuer treiben. Doch er wird enttäuscht, denn was er erlebt, ist zwar ein immer wiederkehrender Rausch, der aber letztendlich auch immer wieder verfliegt, da ihn keine tieferen Gefühle mit der Frau verbinden. Er hegt starke Zweifel daran, daß das das Leben sein oder gar dessen Sinn ausmachen könnte. Die Zweifel an sich selbst quälen Jun'ichi.

Vielleicht bin ich überhaupt unfähig, ein wahrhaftes Leben zu führen, bin ich nichts anderes als im Sumpf der Dekadenz ausgesätes wurzelloses Entengrün, eine selbst in ihrer Blüte traumhaft anmutende bläulich blasse Blume? (S.42)

So befindet sich Jun'ichi noch völlig lose und unsicher im zwischenmenschlichen Gefüge der Gesellschaft. Seine Wurzellosigkeit versetzt ihn in Unruhe und Unsicherheit. Doch er sucht nach einem Weg für sich in der Gesellschaft.

Er lernt verschiedene Menschen kennen, die meisten von ihnen aus der Schicht der Intellektuellen. So sucht er z.B. des öfteren einen Schriftsteller, einen Vertreter des japanischen Naturalismus auf, in der Hoffnung, bei diesem Rat und Halt zu finden. Doch jedesmal kehrt er enttäuscht wieder nach Hause zurück. Das, was er erfährt, nämlich, daß er, wenn er Schriftsteller werden wolle, einfach alles bloß so aufschreiben solle, „wie es ihm in den Sinn komme“ (S. 13), entspricht ganz und gar nicht Jun'ichis Vorstellungen von Literatur.

In seinem Freund Ômura findet er endlich einen Menschen, bei dem er Halt zu finden glaubt. Mit ihm kann er offen über Philosophie, seine Gedanken zum Individualismus, zum Verhältnis von Mensch und Gesellschaft diskutieren. Oft führen sie stundenlange Dispute, die Jun'ichi helfen, Klarheit zu den Fragen zu finden, die ihn bewegen, wie z.B. jene, ob der „neue Mensch“ (S.27) ein Mensch ist, „der nicht fest an moralische oder religiöse Ideale gebunden ist“ (S.27). Sie kommen zu dem Ergebnis, daß der neue Mensch ein „aktiver“ (S.27) sein müßte. Doch Jun'ichi denkt noch weiter.

Sooft auch eine Philosophie begründet wird, der neue Mensch wird sich jedesmal aktiv dafür einsetzen, daß sie wieder zerstört wird. Aber wenn er nun etwas Neues errichtet, ist er dann nicht durch dieses Neue auch wieder gefesselt? (S.27)

Und Ômura antwortet:

Aber natürlich. Wenn die Fesseln erneuert werden, liegen sie doch an einer ganz anderen Stelle an, so daß man sie, glaube ich, zunächst gar nicht spürt. (S.27)

Jun'ichi stellt fest, daß eine Gesellschaft ohne Moralnormen und Denkmotive, die, wie immer sie auch aussehen mögen, die Menschen in ihrer freien Entwicklung fesseln, möglicherweise gar nicht realisierbar ist. Immer wieder kommt er in seinen Gesprächen mit Ômura darauf zu sprechen. Dieser versucht es ihm folgendermaßen zu erklären:

Die Fesseln der Konventionen wirken instinktiv und unbewußt. Wenn der neue Mensch durch die Moral gebunden wird, heißt das, daß er sich dessen bewußt ist... (S.48)

Jun'ichi erwidert darauf:

So muß also die Moral etwas vom Ego Geschaffenes und zugleich aber auch uneigennützig und *social* sein. (S.48)

Und Ômura darauf:

Natürlich. Man sagt ja, daß, wenn eine vom Ego geschaffene individuelle Moral zum Gemeingut wird, das einen Aufschwung, ein Wiederaufleben bedeutet. Daher könnten, wenn der aktive neue Mensch Realität würde, auch gesellschaftliche Probleme von innen heraus gelöst werden. (S.48/9)

Allmählich begreift Jun'ichi, daß er nicht nur nach Vorbildern suchen und sein Weg nicht unbedingt in bereits vorhandenen vorgegebenen Bahnen verlaufen muß, sondern daß es für sein Leben viel erstrebenswerter ist, sich auf die Suche nach einem neuen Weg für sich selbst innerhalb der Gesellschaft zu be-

geben, auch wenn deren Normen seiner Meinung nach verändert werden müssen. Er will ein „aktiver neuer Mensch“ sein bzw. werden.

Der Roman endet mit dem Entschluß Jun'ichis, historische Romane in moderner Sprache zu schreiben. Damit will er sich von sämtlichen Vorbildern – hiermit sind insbesondere die japanischen Naturalisten gemeint – lösen, da er erkannt hat, daß deren Art und Weise zu schreiben, ganz und gar nicht seinen eigenen Vorstellungen entspricht und ihn, wenn er versucht, ihrem Rat zu folgen, im Gegenteil in seiner Arbeit und auf seinem Weg zum „neuen Menschen“ einschränkt, ja behindert. So findet er seinen Weg und ist dabei von dem Gefühl erfaßt, daß er auf diese Weise seinem Leben einen Sinn geben kann.

5. *Gan*

Der Roman *Gan* stellt die innere Emanzipation einer jungen japanischen Frau dar.

Otama lebt mit ihrem Vater, einem Trödelhändler, in äußerst ärmlichen Verhältnissen. Und doch haben sie ein so gutes Verhältnis zueinander, daß sie miteinander glücklich sind, auch wenn es für sie kaum Möglichkeiten gibt, anderen Vergnügungen nachzugehen als sich miteinander zu unterhalten, was für sie beide von hohem Wert ist.

Da bewirbt sich ein Polizist um die Hand Otamas. Der Vater möchte ablehnen, was er jedoch nicht kann, denn der Polizist ist ein Vertreter der Staatsgewalt, und gegen diese ist der alte Mann machtlos. Nur kurze Zeit nach der Hochzeit erweist sich der Polizist als ein Betrüger. In Wirklichkeit ist er bereits verheiratet gewesen und hat auch Kinder. Seine Frau macht ihm einen Skandal, und alles fliegt auf. Damit hat Otama, die eigentlich „ein anständiges Mädchen“ (S. 24) ist, ihr Gesicht verloren. Durch diesen Vorfall sind sie und ihr Vater von der Gesellschaft geächtet, selbst wenn ihre Nachbarn sie bedauern, denn eine ehrenvolle Heirat ist nun für Otama auf Grund der bestehenden Moralnormen der Gesellschaft nicht mehr möglich.

Um ihrem Vater doch noch einen ruhigen und sorgenfreien Lebensabend zu ermöglichen, willigt sie nach anfänglicher Weigerung ein, die Nebenfrau eines etwas wohlhabenderen Herrn zu werden. Für ihren Vater ist sie „entschlossen zur Selbstaufopferung“ (S. 37).

Obwohl Vater und Tochter jetzt unter sogenannten besseren Verhältnissen leben, fehlt ihnen etwas ganz Wichtiges, etwas, das ihr Leben auch unter schlechten Verhältnissen wertvoll gemacht hatte: ihre Zweisamkeit, ihre trauten Gespräche. Wenn der Vater „neben seiner kleinen Lampe saß, überkam ihn eine Sehnsucht nach jenen Abenden, an denen er mit Otama bei der Lampe gesessen war und sie sich über dies und jenes unterhalten hatten, wie nach einem dahingewundenen schönen Traum.“ (S. 43)

So sind die beiden denn dreifach gestraft: zunächst durch Ehrenverlust, dann dadurch, daß Otama Konkubine wurde, und zum dritten sind sie eines wertvollen Lebensinhaltes beraubt, denn nur noch selten können sie sich sehen.

Den Vater quält ein „Gefühl trostloser Verlassenheit, hoffnungsloser Hinfälligkeit“ (S.46), und auch in Otama schreit es auf: „Wie qualvoll! Wie entsetzlich!“ (S.51/52) Besonders erniedrigt fühlt sie sich, als sie erfährt, daß sie nicht nur eine gewöhnliche Nebenfrau, sondern die eines Wucherers geworden ist, und daß sie damit von ihren Mitmenschen doppelt verachtet wird. Eine Fischhändlerin z.B. weigert sich, ihr Fisch zu verkaufen.

Doch Otama findet Ruhe und Kraft in der Resignation. Um ihren Vater nicht noch mehr zu belasten, bemüht sie sich, „stark und sicher zu erscheinen“ (S.66). Dadurch gewinnt sie an tatsächlicher Kraft und an Selbstbewußtsein (S.92)

Otama verliert allmählich ihre offenherzige Naivität. In den Begegnungen mit ihrem Herrn „löste sich ihr eigenes Ich von ihrem Körper, ging beiseite und sah der Szene aus der Distanz zu. Und ihr inneres Ich lächelte höhnisch, sowohl über Suezio als auch über das Ich, das sich diesem Manne hingab“ (S.92). Otama hat ein eigenes Ich-Bewußtsein entwickelt. Das zweite Ich, dem sie zuschaut, das ist in Wirklichkeit nur ihr Körper. In ihrem seelischen Inneren aber ist sie stärker geworden und wird allmählich auch unabhängig.

Sie, die von der Gesellschaft Geächtete und isoliert von dieser Lebende, beginnt auf einmal, ihre Fühler wieder in Richtung Gesellschaft auszustrecken. Sie will sich mit ihrem Schicksal nicht mehr abfinden und beginnt, wenn auch zunächst nur innerlich, sich zu wehren.

Schließlich ging sie in ihren Gedanken so weit, daß sie, während sie den vorbeigehenden Studenten nachschaute, sich fragte, ob unter ihnen wohl keiner wäre, der ihr Vertrauen verdiente und der sie aus dieser Lage befreien würde. (S.93)

Der Zufall führt sie mit dem Studenten Okada zusammen, für den sie allmählich immer tiefere Gefühle entwickelt und der auch ihr nicht abgeneigt scheint. Sie erhofft sich von einer Beziehung zu ihm zum einen ein sinnerfüllteres Leben, aber zum anderen auch eine Befreiung aus ihrer gesellschaftlichen Isoliertheit, die sie allein aus eigener Kraft nicht ermöglichen kann. Sie arrangiert alles dafür, daß sie an einem Abend, an dem ihr Herr nicht kommt, mit Okada allein sein kann. Ja, um ganz sicher zu gehen, läuft sie ihm am Abend sogar ein Stück entgegen. Doch der Zufall will es, daß Okada, der zwar Otama zugetan ist, aber von ihren Gefühlen und Plänen an diesem Abend nichts ahnt, ohne eigenes Hinzutun an diesem Tag nicht allein an ihrem Haus vorbeikommt und die Umstände es verhindern, daß er sie anspricht. Am nächsten Tag bricht Okada zu einem Auslandsstudium nach Deutschland auf. Damit ist für Otama zunächst eine Möglichkeit, den ersten Schritt zurück in die Gesellschaft zu gehen, unrealisierbar geblieben. Damit endet der Roman.

6. *Kaijin*

In *Kaijin*, einem unvollendeten Roman Ôgais, geht es um einen jungen Mann, der alle Werte verneint, einen Nihilisten.

Von Kindheit an kommt Setsuzô mit seinen Mitmenschen nicht zurecht. Er kann seine Gefühle und seinen Willen nicht beherrschen. Ohne es selbst zu verstehen oder verstanden zu werden, reagiert er den Lehrern gegenüber oft ostentativ und bricht er Freundschaften motivlos ab.

Als Setsuzô erwachsen wird, findet er plötzlich Erklärungen für seine Gefühle und sein Verhalten.

Er „begriff, daß zwischen seinem eigenen Geistes- und Seelenleben und dem der anderen eine tiefe Kluft bestand. Zumindest hatte er das Gefühl, es begriffen zu haben. Das Leben der anderen war stets bejahend. Auch wenn es entsprechend ihren Fähigkeiten und Veranlagungen kleinere oder größere Unterschiede gab, so bejahten sie doch alles. Er selbst hingegen konnte es ihnen darin nicht gleichtun. Und jedesmal, wenn er sah, wie die anderen irgendeine Sache bejahten, dachte er: ‚Sie wissen nicht, was sie tun.‘ oder ‚Sie können eben nicht anders.‘ oder einfach nur ‚Dummköpfe‘.

In diesem Sinne sah er die anderen als Jasager bzw. Verirrte. Nun, da er erkannt hatte, daß alle Menschen Dummköpfe waren, wurde er in Wort und Tat auf einmal viel höflicher und freundlicher. Er gab sich alle Mühe, seine eigenen Gefühle nicht zu zeigen, wenn er zum Beispiel innerlich über die anderen spöttisch lachte. Diejenigen, die sich eine Maske aus Freundlichkeit und Geduld aufsetzen und damit in der Welt herumspazieren, erhoffen sich meist etwas von den anderen. Sie wollen mit Hilfe der Maske etwas erreichen und scheuen dafür keine Opfer. Setsuzô dagegen erhoffte sich gar nichts. Er wollte nur sich selbst verbergen.“ (S. 190)

So lebt Setsuzô als ein Außenseiter in der Gesellschaft, verächtlich auf seine Mitmenschen herabblickend.

Und doch gibt es in seiner Lebensphilosophie nicht nur dunkle Seiten. Wenn er sich auch gar nichts mehr vom Leben erhofft, so schenkt dieses ihm doch hin und wieder Lichtblicke.

So bahnt sich z. B. eine Freundschaft zu einem jungen Mann an, der sich wie er von den anderen fernhält und ihn zu verstehen scheint. Die Familie Tanida, in deren Haus er Logis bezieht, verhält sich respektvoller zu ihm, als er ihre Tochter von ständigen Belästigungen durch einen aufdringlichen jungen Mann befreit. Des weiteren kann vermutet werden, daß Setsuzô zu dieser Tochter eine engere Beziehung eingehen wird. Da der Roman nur ein Fragment ist, bleibt offen, wie es dazu kommt, daß schließlich doch ein anderer Bräutigam auftaucht. Setsuzô will diesen gar nicht erst sehen und vermeidet jede Begegnung. Am Tag der Hochzeit wohnt er schon nicht mehr im Haus der Tanidas. Das alles erfährt der Leser bereits am Anfang des Romans, da dieser in Form eines Rückblicks geschrieben ist und mit der Szene der Beerdigung von Herrn Tanida beginnt. Auf dieser Beerdigung, die acht Jahre nach der Hochzeit der Tochter stattfindet, sagt ein alter Freund des Hauses zu Setsuzô:

Hier sind alles nur Leute, die dich vergessen haben oder gar nicht kennen.
(S. 178)

Hier wird deutlich, daß der Bruch mit dieser Familie, in der Setsuzô längere Zeit gelebt hat, absolut ist. Alle haben ihn „vergessen“. Auch wenn die Tochter – jetzt bereits mit einer eigenen Tochter, die, wie angedeutet wird, auch Setsuzôs Tochter sein könnte –, auch wenn diese Frau blaß wird und am ganzen Leib zittert, als sie Setsuzô wiedersieht, spricht sie doch keinen Ton.

Setsuzô faßt seine Lebensphilosophie folgendermaßen zusammen:

Alles Gute und Schöne auf dieser Welt ist nichts als ein momentanes Auf-flackern. Schaut man es sich aus der Nähe an, ist es aschgrau und schmutzig. Über die hellen Seiten des Lebens zu schreiben, heißt das momentane Auf-flackern wiederzugeben, und über die dunklen Seiten zu schreiben, bedeutet die Realität darzustellen. [...] Setsuzô selbst ließ sich weder von dem momentanen Auf-flackern blenden, noch gab er sich dem Aschgrau hin. Er erkannte keine Werte an. Er hatte auch keine Vorlieben. Er war un-parteiisch und uneigennützig. Wenn er irgend etwas schriebe, würde das viel unparteiischer sein als etwas von jedem anderen. Daher würde etwas entstehen, das so *homogène* war wie nie ein Werk zuvor. Die Leute würden es sicher herzlose Literatur nennen. (S.206)

Konsequenterweise beginnt Setsuzô auch zu schreiben. Ein Essay mit dem Titel „Zeitungsland“ bildet den Schluß des Romanfragments. Dieser Essay stellt eine Allegorie auf die Gesellschaft dar. Setsuzô nutzt das Mittel des Gleichnisses, um harte Kritik an der Gesellschaft zu üben. So kritisiert er z.B. die Politiker, ihre Heuchelei, ihre bewußten Lügen, ihre Korruption, und die Literaten, insbesondere die japanischen Naturalisten, ihr Festklammern an bestimmten Schreibweisen, „Ismen“ und ihre kleinmütigen Zänkereien. In diesem Essay stellt Setsuzô die Werte dar, die er verneint, die Werte der bestehenden Gesellschaft, die es ihm unmöglich machen, das Leben in dieser zu bejahren. Setsuzô schreibt den Essay wie unter einem inneren Druck. Es ist, als breche alles aus ihm heraus: seine ganze Enttäuschung über diese Welt und ihre Wertvorstellungen. So bildet das Schreiben für ihn eine Möglichkeit der Konfliktbewältigung.

Da der Roman unvollendet geblieben ist, erfährt der Leser bis auf das, was die Eingangsszene auf der Beerdigung offenbart, nichts über die weitere Entwicklung des Protagonisten. Von der Anlage her ist die Möglichkeit denkbar, daß er durch das Schreiben schließlich doch einen Weg in die Gesellschaft findet, aber auch, daß er auf Grund seiner heftigen Kritik an dieser im Gegenteil von ihr geächtet wird.

1. Festzustellen ist, daß in jedem Fall Außenseiter der Gesellschaft bzw. von der Gesellschaft isoliert lebende bzw. sich von der Gesellschaft distanzierende Menschen dargestellt werden. Dies ist nicht der Auswahl geschuldet. Das gleiche Ergebnis hätte beispielsweise auch Natsume Sôsekis *Kôfu* (1908, „Bergleute“) gebracht. Auch bei anderen Autoren jener Zeit können weitere Beispiel dafür gefunden werden. erinnert sei hier nur an Shimazaki Tôsons *Hakai* (1906, dt. *Ausgestossen*, 1989).
2. Die Protagonisten verfügen über ein mehr oder weniger starkes Ich-Bewußtsein bzw. entwickeln ein solches. Das Problem besteht nicht mehr

in der Frage, daß sich das Individuum als ein solches begreift, sondern in der Frage, wie das Individuum in der Gesellschaft lebt bzw. leben sollte.

3. In den einzelnen Romanen werden die alte und die moderne Gesellschaft deutlich voneinander abgesetzt und einander als Gegensätze gegenübergestellt. Deutlich sichtbar wird das in *Seinen* und insbesondere in *Sanshirô*, wo der Protagonist seinen Heimatort in der Provinz sogar mit der Vergangenheit gleichsetzt.
4. Die zunehmende Industrialisierung und die damit einhergehende Urbanisierung in Japan zu Beginn des 20. Jh. führt zu Problemen für das einzelne Individuum, die es vorher nicht kannte, z.B. die Anonymität des Einzelnen in der Großstadt, die zwar auch ihre Vorteile hat, wie z.B. der Protagonist in Sôsekis *Botchan* (1906, dt. *Der Tor aus Tokio*, 1990) feststellt, als er in Tôkyô angekommen meint, „endlich wieder in die menschliche Gesellschaft zurückgekehrt zu sein“,⁴ die aber auch zu einer zunehmenden Isolierung der Menschen untereinander führt. Wenn Daisuke aus Sôsekis Roman *Sorekara* feststellt: „Die moderne Gesellschaft ist nichts anderes als eine Ansammlung einzelner isolierter Menschen. [...] Die Zivilisation hat uns voneinander isoliert.“ (S.227), dann betrifft das zu diesem Zeitpunkt die Großstadt Tôkyô.
5. Die Isolierung steht in einem engen Zusammenhang damit, daß mit der voranschreitenden materiellen Zivilisation noch keine äquivalente geistige Zivilisation einhergeht. Dies wird besonders von Jun'ichi in *Seinen* beklagt. Die plötzliche massive Konzentration auf materielle Werte reißt Lücken auf, die auf dem Gebiet der geistigen, kulturellen Werte liegen. Abgelehnt wird, z.B. von den jungen Intellektuellen in *Sanshirô*, eine kritiklose Übernahme westlicher Kultur und westlicher Werte, um diese Lücke zu füllen.
6. Die Suche nach Äquivalenten bildet einen wesentlichen Bestandteil der Romane. Die Protagonisten denken über die Werte des menschlichen Daseins des Individuums nach. Wie z.B. in den Fällen von Otama in *Gan* oder Daisuke in *Sorekara* deutlich sichtbar, führen weder die alleinige materielle noch die geistige Bedürfnisbefriedigung zu einem vollkommen sinnerfüllten Leben. Die Isolierung von ihnen nahestehenden Mitmenschen raubt ihnen Werte, die zu den wichtigsten in ihrem Leben zählen. Der vertrauensvolle Umgang und die Verständigung mit nahestehenden Personen erfährt in ausnahmslos allen sechs Romanen eine hohe Wertschätzung. Bei aller Isoliertheit haben oder finden die Protagonisten doch einen Menschen, mit dem sie über ihre Gedanken und Probleme sprechen können, was ihnen unter anderem auch zu stärkerem Selbstbewußtsein verhilft.
7. Die meisten der Protagonisten zeichnen sich durch Selbstbewußtsein und auch einen gewissen Stolz aus. Sie sehen sich selbst als die moralisch

4 Natsume SÔSEKI: *Der Tor aus Tokio*, üb. v. Jürgen Berndt, Berlin und Weimar 1965, S.161.

Besseren, Überlegeneren. In *Seinen*, *Kaijin* und *Sorekara* üben die Protagonisten direkt Kritik an der Gesellschaft. Kritisiert werden die Moralnormen, die Konventionen, die die freie Entwicklung der Persönlichkeit des Individuums behindern (z.B. *Seinen*), Heuchelei und Korruption (z.B. *Sorekara* und *Kaijin*) und auch, insbesondere in Ôgais Romanen, die Literatur der japanischen Naturalisten. Des weiteren richtet sich die Kritik direkt oder auch indirekt gegen die unmenschlichen Arbeitsbedingungen, die eine volle Entwicklung der Persönlichkeit eines Individuums unmöglich machen. Die Beispiele Sôsukes in *Mon* und von Daisukes Freund Hiraoka in *Sorekara* zeigen, wie Menschen unter Bedingungen arbeiten, die sie trotz allem unter ärmlichen Verhältnissen leben lassen und die ihnen kaum Freiraum für eine Entfaltung ihrer Persönlichkeit geben, ja ihnen nicht einmal die Kraft lassen, darüber nachzudenken, geschweige denn sich dagegen aufzulehnen.

8. Ein Eingliedern in die Gesellschaft, so wie sie ist, ist den Protagonisten kaum möglich. Sie bietet nicht die Bedingungen, die ihnen für ihr Leben notwendig erscheinen. Einige Lösungsmöglichkeiten werden indes angedeutet, wie die Suche nach neuen Wegen, wie z.B. den Weg des völlig von vorgegebenen Maßstäben unabhängigen Schreibens. Für diese Möglichkeit entscheiden sich die Protagonisten in *Seinen* und in *Kaijin*. Hier handelt es sich um eine Art innere Selbstbefreiung, die zugleich den Weg zu gesellschaftlicher Anerkennung ebnen könnte. Ob sie ihr Ziel erreichen, bleibt offen. Otama in *Gan* bemüht sich aktiv um einen Weg aus ihrer gesellschaftlichen Isoliertheit heraus. Die Heirat mit einem gesellschaftlich anerkannten Mann könnte für sie eventuell eine Lösung sein. Für die Eheleute in *Mon* wird kein anderer Weg aufgezeigt als der, den Sinn ihres Lebens auch weiterhin ineinander, in ihrem Zusammenleben, ihrer eigenen kleinen Welt zu finden. Daisuke in *Sorekara* scheitert, und die zukünftige Entwicklung des Träumers Sanshirô bleibt ungewiß.

Insgesamt läßt sich folgender Kern herauschälen: Dargestellt werden Individuen, die sich entweder noch völlig lose und ungebunden im zwischenmenschlichen Gefüge der Gesellschaft oder aber außerhalb dieser befinden. Sie denken über Werte, die ein Leben sinnerfüllt machen können, nach und suchen ihren Weg in der Selbstverwirklichung, in der vollen Entfaltung ihrer Persönlichkeit. Da die gesellschaftlichen Bedingungen dafür aber (noch) nicht oder nur in geringem Maße gegeben sind, ist die Realisierung ihrer Vorstellungen fast unmöglich oder aber außerordentlich schwer. In der geistigen Auseinandersetzung der Protagonisten geht es unter anderem auch um die Suche nach Alternativen für ihr Leben als Individuum in der Gesellschaft. In einigen Romanen jedoch resignieren oder scheitern die Protagonisten bei den ersten Versuchen.